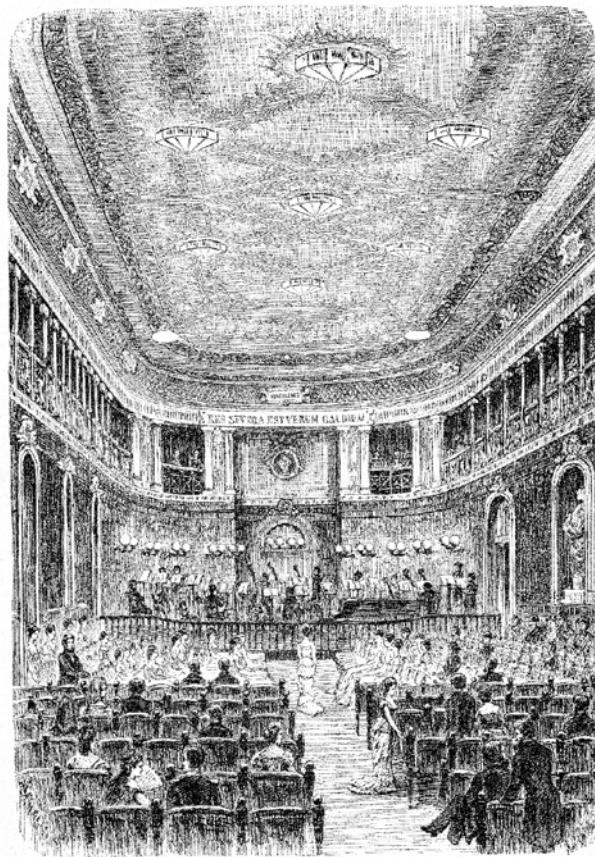




Das Gewandhaus.



Der Concertsaal des Leipziger Gewandhauses.

# Felix Mendelssohn Bartholdy.

Von

**Josephine Stieler.**

Original-Zeichnungen von **Woldemar Friedrich.**



Zu den erfreulichsten Erfahrungen im Leben gehört es gewiß, Menschen zu finden, die wir in gleich hohem Grade um der Eigenschaften ihres Charakters, als um ihrer hervorragenden geistigen Begabung willen lieben, ehren und bewundern können.

Wer mit Felix Mendelssohn-Bartholdy in persönlichem Verkehre stand, der wird bezeugen müssen, daß diese glückliche Vereinigung bei ihm in seltenem Maße vorhanden war. Jenen aber, die ihn nicht im Leben gekannt haben, können seine Briefe, in denen er wohl ahnungslos sich selbst das schönste Denkmal gesetzt, davon ein sprechendes Zeugniß geben.

Felix Mendelssohn Bartholdy war geboren zu Hamburg am 3. Februar 1809. Kurz darauf siedelten seine Eltern nach Berlin über. Bei einem großen Wohlstande und einem ungewöhnlichen Grade von geistiger Bildung, herrschte in der Familie eine fast auffallende Einfachheit, strenge Ordnung und Thätigkeit; dabei aber ein Geist der Liebe und des Friedens, um dessentwillen dieselbe häufig als ein Muster glücklichen und schönen Familienlebens gepriesen wurde.

Unter so günstigen Umständen entwickelten sich die Anlagen des Knaben rasch und in reicher Fülle. Der Grundsatz des Vaters: daß unser Leben eine Verpflichtung zur Arbeit, zum Streben nach eigner Vervollkommnung und zum Nutzen unsrer Mitmenschen sei, wurde frühzeitig den Kindern eingepflanzt. Die Mutter, die eine eben so fein gebildete, als praktische und höchst thätige Frau war, hielt dieselben mit unerbittlicher Strenge zum Fleiße an.

Die Theestunde vereinigte die ganze Familie im Wohnzimmer; dazu fanden sich meistens einige Freunde, oft auch ausgezeichnete Fremde ein. Geistreiche Gespräche wechselten da mit musikalischen Vorträgen und interessanter Lectüre.

Sehr frühe hatte sich das bedeutende Musiktalent der beiden Geschwister, Felix und seiner älteren Schwester Fanny, gezeigt, und die sorgsamen Eltern versäumten nicht, ihnen zur Ausbildung desselben die besten Lehrer zu geben. Der geniale Ludwig Berger unterrichtete sie im Klavierspiel, der alte Zelter im Generalbaß. Felix spielte mit neun Jahren in einem Concert zu wohlthätigem Zweck, zur allgemeinsten Bewunderung auf dem Flügel. Mit zwölf Jahren hatte er bereits mehrere Klavierstücke, Trios und Quartette, sogar drei kleine Opern componirt. Hatten sich nun zufällig Abends hinreichende musikalische Kräfte in dem Freundeskreis eingefunden, so wurden hie und da Stücke aus diesen kleinen Opern probirt. Die Singenden saßen um den großen Eßtisch im Wohnzimmer, ganz nahe bei dem Flügel. An demselben, auf einem durch Kissen erhöhten Stuhl, saß Felix. Unbefangen, aber sehr ernsthaft und eifrig, accompagnirte und dirigirte der kleine Komponist. —

Etwas Besonderes darin zu finden, daß so viele Erwachsene sich bemühten, seine Werke auszuführen, fiel ihm gar nicht ein. Ihm war es nur um's „Musik machen“ zu thun, und dasselbe setzte er, wie er später selbst oft lachend erzählte, auch von den Andern voraus. Sobald man zu musiciren aufgehört, war es seine erste Sorge, die Notenblätter wieder zu ordnen und aufzuräumen. Das ihm ertheilte Lob nahm er artig und vergnügt entgegen, aber ohne jede Spur von Eitelkeit, knüpfte vielmehr immer Fragen und Bitten um Belehrung daran. Dieses Streben nach Vervollkommnung und eine seltene Bescheidenheit war und blieb ein Grundzug in Mendelssohn's Charakter.

An jedem Sonntag versammelte sich im elterlichen Hause ein kleines Orchester, für welches der Vater mehrere Musiker der königlichen Hofcapelle gewonnen hatte, theils um Felix mit der Behandlung der Instrumente vertraut zu machen, theils um seine Compositionen in der Ausführung sofort prüfen zu können. Dabei kamen natürlich außer diesen die Werke der verschiedensten Meister zum Vortrag, die man auf solche Weise genau kennen lernte.

Da stand dann Felix — der, äußerst zart und fein gebaut, noch jünger aussah, als er wirklich war — auf einem Tabouret vor seinem Notenpult, in dem Kindercostüm jener Zeit, dem sogenannten Habit, einer am Halse tief ausgeschnittenen engen Jacke, auf welche die langen, braunen Locken hinabfielen: das vollendete Bild eines Wunderkindes. Den Taktstock in der rechten Hand, sein kleines, meist aus älteren, bärtigen Männern bestehendes Orchester aufmerksam überschauend, dirigierte er, wie ein junger Feldherr, mit größter Ruhe und Sicherheit jedes Musikstück von Anfang bis zu Ende. Dazwischen spielten er und seine Schwester Fanny Klavierstücke mit Begleitung des Orchesters.



Mit nicht geringerem Ernst und Eifer wurden aber auch die anderen Studien: Sprachen, Zeichnen u. s. f. betrieben. Die Arbeiten, zu denen die Kinder am wenigsten Lust hatten, mußten sie unter den Augen der Mutter machen. So saß Felix zu ihren Füßen, am Kindertischchen seiner jüngeren Geschwister, um seine griechischen Aufgaben auszuarbeiten. Die Lehrer waren zugleich Freunde des Hauses, und die Kinder hingen mit inniger Liebe und Verehrung an ihnen.

Das erste wichtige Ereigniß in dem Leben unseres jungen Freundes war sein Besuch bei Goethe. Sein Lehrer Zelter schrieb am 26. Oktober 1821 an Goethe: „Meinem liebsten Schüler, Felix Mendelssohn, möchte ich gerne noch Dein Antlitz zeigen, ehe ich aus dieser Welt gehe. Er ist ein guter, hübscher Knabe, talentvoll, munter und gehorsam.“ Der alte Zelter war eine höchst originelle, merkwürdige Persönlichkeit. Was er erreicht und geleistet hat, verdankte er allein sich selbst. Von seinem Vater streng zum Handwerk angehalten, trieb er als Maurer-Lehrling und Geselle unablässig Musik, und bildete sich, unbirrt durch Tadel und Vorwürfe, mit unermüdlicher Ausdauer zum rühmlich anerkannten Musiker heran. Es war ein wunderlicher, derber und starrer, aber höchst ehrenhafter und zuverlässiger Charakter. Goethe's Schriften hatten auf Zelter einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er zu Fuß nach Weimar pilgerte, um denselben kennen zu lernen.

Die warme Hingebung des sonst so trotzigen Mannes, sein klarer, natürlicher Verstand und diese, so ganz aus eigner Kraft errungene Existenz erregten auch Goethe's lebhafte Theilnahme; bald verband die Beiden eine innige, bis zum Tode bewährte Freundschaft, wie sie zwischen zwei so ganz verschiedenen gearteten Naturen wohl in ähnlicher Wärme selten bestanden hat.

Auf oben mitgetheilte Zuschrift erfolgte umgehend eine Einladung Goethe's, in welcher er Zelter für sich und seinen Schüler Wohnung in seinem eignen Hause anbot.

Welch ein Jubel war das für Felix! — Vater und Mutter schärften dem Knaben beim Abschied sowohl, als auch in ihren Briefen Ermahnungen und Verhaltungsregeln ein.

„Oeffne Deine Sinne!“ schreibt ihm der Vater. „Beobachte Dich strenge selbst; setze und halte Dich, besonders bei Tische anständig; sprich deutlich und angemessen, suche so viel möglich immer das richtige Wort zu treffen; daß Du fromm, sittsam, Deinem väterlichen Freund und Lehrer gehorsam und unser oft in Liebe eingedenk seiest, brauche ich Dir wohl nicht erst zu empfehlen, denn Du bist ja ein guter Junge.“

„Ein Mäuschen möchte ich sein,“ schrieb die Mutter, „um meinen lieben Felix in der Fremde zu belauschen, sein Benehmen als selbständiger Jüngling, dem großen Goethe gegenüber, zu beobachten; merke Dir nur jedes Wort aus seinem Munde.“

„Wenn Du zu Goethe kommst,“ — fügt Schwester Fanny hinzu — „sperre ja Augen und Ohren auf, ich rate es Dir, damit Du bei Deiner Rückkehr uns Alles erzählen kannst.“

In Erwiderung auf diese Ermahnungen schildert Felix in einem langen Briefe an die Eltern mit kindlicher Unbefangenheit und zugleich scharfer Beobachtungsgabe die schöne Einrichtung des Goethe'schen Hauses, die wahrhaft väterliche Freundlichkeit, mit welcher der große Dichter ihn empfing, dem er sich nur mit klopfendem Herzen genaht.

Als einen Beweis der großen Ehrfurcht, welche man Goethe allseits bezeige, führt er an: daß sogar Professor Zelter, der sonst alle Aeußerlichkeiten verschmähte, nur höchst feierlich, im Galakleide bei ihm erscheine, d. h. in kurzen, schwarzen Beinkleidern, seidenen Strümpfen, Schuhen mit großen silbernen Schnallen, einer Tracht, die allerdings damals längst aus der Mode gekommen, für Felix aber der Inbegriff der Festlichkeit war.

Schon am ersten Abend hatte Goethe eine ausgewählte Gesellschaft, seinen Berliner Gästen zu Ehren, gebeten. „Mein Freund Zelter,“ sagte er, „hat mir da seinen kleinen Schüler mitgebracht; er soll uns nun von seinen musikalischen Anlagen eine Probe geben.“

Zelter setzte sich an den Flügel und spielte mit seinen steifen Fingern eine ganz einfache Melodie. Felix spielte sie sogleich auswendig nach, begann aber dann darüber zu phantasieren, das kleine Lied in der mannichfaltigsten Weise zu variieren und mit neuen Gedanken zu durchflechten. Alles gerieth in Staunen und Entzücken, wie die kleinen Hände über die Tasten gleichsam hin und wieder flogen und die gewaltigen Tonmassen beherrschten. Zelter aber, der grundsätzlich mit dem Lobe sehr karg war, um seinen Schüler vor Eitelkeit und Selbstüberschätzung zu bewahren, gab sich dem allgemeinen Beifallssturm gegenüber den Anschein völliger Gleichgültigkeit „Na, du hast wohl gar von Kobolden und Drachen geträumt, das ging ja über Stock und Block!“ — rief er dem Knaben zu, als dieser vom Stuhle aufstand.

Goethe, des Meisters Absicht erkennend, nahm den Kopf des kleinen Künstlers zwischen die Hände, streichelte ihn liebevoll und sagte scherzend: „Ja, damit kommst du nicht durch, du mußt noch viel mehr Proben bestehen.“ Hierauf mußte Felix Fugen von Bach spielen, und Stücke aus Mozart'schen Opern. Goethe wurde immer heiterer und freundlicher, und trieb unaufhörlich Neckerei und Scherz mit seinem kleinen Gast.

„Bis jetzt“, sagte er, „hast du nur Stücke gespielt, die du schon kanntest; da habe ich aber Einiges aus meiner Manuscripten-Sammlung herbeigeholt; laß sehen, ob du auch zu spielen vermagst, was du noch nicht kennst.“

Er legte ein Blatt mit deutlich, aber sehr fein geschriebenen Noten auf das Pult. „Das ist Mozart's Handschrift.“ „„Mozart's Handschrift?““ entgegnete der Knabe mit weicher Stimme und leuchtenden Augen. Er drückte einen Augenblick das Blatt an die Lippen und spielte dann das Stück, als wisse er es seit Jahr und Tag auswendig.

„Das ist immer noch nichts, das können Andere auch lesen!“ rief Goethe, als ein Beifallssturm unter den Zuhörern losbrach. „Jetzt will ich dir etwas geben, da wirst du gewiß stecken bleiben. Nun nimm dich in Acht.“ —

Mit diesen Worten legte Goethe ein anderes Manuskript auf das Pult; das sah allerdings seltsam genug aus. Man wußte kaum, ob es Noten, oder nur ein liniertes, mit Tinte bespritztes, an vielen Stellen verwischtes Blatt war. Felix lachte beim Anblick desselben laut auf. „Ah, wie soll man das lesen; wer hat das geschrieben?“

„Ja da rathe einmal, wer das geschrieben hat?“ erwiderte Goethe.

„O, das hat Beethoven geschrieben!“ rief Zelter, der dem am Flügel sitzenden Knaben über die Achsel blickte. „Der schreibt immer, wie mit einem Besenstiel, und wischt dann mit dem Aermel über die frisch geschriebenen Noten; ich habe viele Manuskripte von ihm; die sind leicht zu erkennen.“ —

Felix blickte unverwandt voll Ehrfurcht auf das wunderliche Manuskript, und suchte sich in dem Chaos dieser ausgestrichenen, verwischten, über- und zwischengeschriebenen Noten zurecht zu finden.

Goethe aber wollte ihm keine Zelt zur Vorbereitung lassen. Er drängte: „Siehst du, sagt' ich's nicht gleich, du würdest stecken bleiben; jetzt versuche es, und zeige, was du kannst.“



Felix begann sofort zu spielen; es war ein einfaches Lied; aber aus diesen, verwischten, ausgestrichenen Noten gleich die gültigen herauszufinden, war unmöglich. Beim ersten Durchspielen wurde denn lachend, mit einem: „Nein so,“ — mancher Fehlgriff verbessert. Dann aber sagte er: „So, jetzt will ich es Ihnen vorspielen.“ Und das zweite Mal fehlte denn auch nicht eine Note. Mit freudig glänzenden Augen stand Goethe hinter dem Stuhl seines kleinen Gastes; aber er versteckte auch jetzt und später sein Lob hinter neckenden Scherz.

„Ja, ja, da bist du doch nicht sicher gewesen,“ sagte er, indem er den Knaben küßte.

Von nun an mußte Felix jeden Tag und jeden Abend mehrere Stunden spielen; auch zu Hofe wurde er geladen und sämmtliche hohe Herrschaften, vor Allen der kunstliebende Großherzog Carl August, erfreuten sich an seiner Kunst, und ihn durch Lob und manches schöne, sinnige Geschenk. Insbesondere war es der berühmte Hummel, dessen warme Theilnahme den jungen Künstler beglückte.

Als nun die vorgesetzte Frist von vierzehn Tagen verstrichen war, und Zelter Anstalt zur Rückreise machen wollte, da erhob sich ein förmlicher Sturm, und Goethe erklärte dem alten Freunde ganz ernstlich, daß davon noch gar keine Rede sein könne.

„Alle Nachmittage,“ berichtet Felix an seine Eltern, „öffnet Goethe selbst seinen Flügel mit den Worten: „Ich habe dich heute noch gar nicht gehört; spiele mir etwas vor.“ Dann setzt er sich neben mich, und wenn ich fertig bin, gibt er mir einen Kuß. Von seiner Güte und Freundlichkeit macht Ihr Euch gar keinen Begriff, ebenso von dem Reichthum, den dieser Polarstern unter den Dichtern an Kunstwerken aller Art besitzt. Daß seine Figur imposant ist, kann ich nicht finden; er ist nicht viel größer als der Vater. Aber seine Haltung, seine Sprache, sein Name, die sind imposant! Sein Haar ist noch nicht weiß, sein Gang fest, seine Rede sanft. Dienstag wollte Zelter nach Jena und von da über Leipzig nach Berlin zurück. Als Goethe von unserer Abreise hörte, brach er mit seiner Donnerstimme los, schalt Professor Zelter, daß er an so etwas denke, befahl ihm zu schweigen, ohne Widerrede zu gehorchen und hier zu bleiben, und setzte dem armen Professor so zu, daß dieser versprach, Alles nach Goethe's Willen zu thun. Hierauf erhob sich die ganze Gesellschaft, wie im Sturm, um Goethe zu danken; man umringte ihn, küßte ihm die Hände, streichelte ihm die Schultern, und wären wir nicht zu Hause gewesen, ich glaube, wir hätten ihn nach Hause begleitet, wie das römische Volk den Cicero nach der ersten katilinarischen Rede.“ —

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt kehrten endlich die Reisenden wieder nach Berlin zurück; Felix war durch alle Eindrücke und Aufregungen noch lebhafter als zuvor geworden. Umsonst ermahnte ihn schon Zelter während der Rückreise, doch langsam und deutlich zu sprechen. „Den ersten Tag,“ schreibt die Mutter, „konnte man ihn wahrhaftig einem Vulkan vergleichen, das sprudelt nur so fort und fort.“

Mit innigem Interesse verlangte Goethe fortan Nachricht über die Fortschritte, über das Thun und Treiben seines kleinen Lieblings, und ob man ihn nicht verzärte und durch Lob am Fortschreiten hemme. Zelter erwiderte ihm: „Felix leistet Unglaubliches, der Junge nimmt aber auch seine Zeit bei den Ohren, und nützt sie tüchtig aus.“ —

In Folge einer sehr freundlichen, eigenhängigen Einladung Goethe's an die ganze Familie Mendelssohn kam Felix schon im Sommer 1822, und zwar dießmal in Begleitung der Eltern und seiner Schwester Fanny, wieder nach Weimar. Der alte Herr empfing ihn mit den Worten: „Seit deiner Abwesenheit ist mein Flügel verstummt; komm, wecke mir die geflügelten Geister, die so lange darin geschlummert.“ Und als Felix ihm längere Zeit vorgespielt, sagte er: „Du bist eben mein David; sollte ich krank und traurig werden, so bannest du mir die bösen Träume durch dein Spiel; — ich werde aber nicht, wie Saul, den Speer nach dir werfen.“ —

Mit stolzer Freude überzeugten sich die Eltern, wie ihr Sohn alle Herzen gewonnen hatte, und erkannten es gern an, daß sie ihm großentheits den überaus herzlichen und zuvorkommenden Empfang verdankten, der ihnen in den kunstliebenden Kreisen Weimars, und vor Allem in Goethe's Haus zu Theil geworden war.

Schon vor seinem fünfzehnten Geburtstage hatte Felix seine vierte Oper, — „Der Onkel von Boston“, — vollendet, welche, nach mehrmaligen Proben vor einem zahlreichen Zuhörerkreis im elterlichen Hause, zweimal aufgeführt wurde. Sie fand großen Beifall; Zelter wurde nicht müde in seinen Briefen an Goethe den Fortschritt, der sich in dieser im Vergleich zu seinen früheren Arbeiten kund giebt, ZU rühmen, und die Oper als ein Werk zu preisen, das einem gereiften Komponisten durch seine vielen Vorzüge alle Ehre machen würde.

Neben diesen musikalischen Uebungen im eigenen Hause förderten den jungen Musiker, wenn auch tu andrer Richtung, die sogenannten Freitagsmusiken bei Zelter. Der alte Herr versammelte dabei wöchentlich eine kleine Anzahl seiner besten Schüler, mit denen er dann, als besondere Begünstigung, schwierige Musikstücke alter Komponisten durchnahm. Felix durfte dabei nie fehlen; entweder sang er mit seiner Schwester Fanny im Chor, oder er mußte am Flügel die Singenden begleiten.

Hier lernte er denn die alten Meisterwerke kennen, darunter besonders mehrere Stücke aus Sebastian Bach's Passion, die der alte Zelter wie einen geheimnißvollen, heiligen Schatz vor der Welt verborgen hielt, die ihm nicht mehr fähig schien sie zu verstehen. Bald war es Felix glühendster Wunsch, die ganze Passions-Musik, nach dem Evangelisten Matthäus benannt, zu besitzen. Dieses schien aber beinahe unerreichbar; in keiner Musikalienhandlung war von dem, seit hundert Jahren verschollenen Meisterwerk noch ein Exemplar aufzufinden, und von Zelter die Erlaubniß zu erhalten, eine Abschrift Zu nehmen, war eine schwierige Aufgabe.

Endlich gab der Meister die Erlaubniß ein Copie zu nehmen unter der Bedingung, daß dieselbe nur von einem ihm als zuverlässig bekannten Musiker gemacht werde. Eduard Rietz, ein junger, vortrefflicher Violinspieler, Felix's Freund und Lehrer für die Geige, übernahm die mühevolle Aufgabe, — und so erhielt dieser von seiner Großmutter zum Weihnachtsgeschenk das heißersehnte Meisterwerk, das nun sein Lieblingsstudium wurde.

Ungeachtet der schon bedeutenden Kunstleistungen des kaum sechzehnjährigen Jünglings blieb es noch immer unentschieden, ob Felix die Musik wirklich zu seinem Berufe machen solle. Um sich hierüber Gewißheit und volle Beruhigung zu verschaffen, beschloß nun der Vater mit ihm nach Paris zu reisen und Cherubini's Ausspruch über die Zulänglichkeit seines Talentes zu vernehmen. Chernuini, damals als der erste unter den lebengen Musikern anerkannt, war in Paris eine eben so gefürchtete als hochgeachtete, einsame Größe geworden, und man machte den Berliner Ankömmlingen gehörig Angst, indem man ihnen von der Aufnahme erzählte, welche verschiedene, in gleicher Absicht gekommene Musiker bei ihm gefunden. So habe er unter Anderen einen jungen Künstler, der ihm etwas vorgespielt, nur kurz gefragt: „Können Sie vielleicht gut malen?“ — Man war daher sehr erstaunt, zu vernehmen, daß der Maestro, nachdem Felix ihm einige seiner Compositionen vorgelegt, und von ihm zu einer kleinen Gesellschaft gebeten, bei welcher er ihm sein H moll Quartett vorgespielt hatte, dem jungen Künstler in der freundlichsten Weise seinen Beifall und seine Zufriedenheit ausgesprochen, und auch dem Vater, so wie allen anwesenden Gästen versichert habe, daß er mit Freunden ein vielversprechendes Talent in dem Jüngling erkenne und begrüße.

Nach Berlin zurückgekehrt, gestattete der Vater nun auch öffentlich zu bekunden, daß sich Felix der Musik als seinem eigentlichen Berufe widmete. Man benützte die Anwesenheit eines an die Familie empfohlenen Violinspielers hiezu, der ein Concert in Berlin, gab. Felix spielte in diesem Concert Beethovens Klavierfantasie, und brachte auch seine erste Symphonie zur Aufführung.

Mehr um den Wunsche seiner Eltern zu genügen, als seinem eigenen zufolge, reichte er seine, nach mehrfachen Aenderungen fertig gewordene komische Oper: „Die Hochzeit des Camacho“ bei der kgl. Theater-Intendanz ein. Man zeigte sich sehr geneigt das Erstlingswerk des talentvollen jungen Musikers aufzuführen; aber Jahr und Tag vergingen, bis nach Beseitigung aller möglichen Hindernisse es endlich dazu kam.

Das Haus war überfüllt, der Beifall stürmisch, die Freude der Eltern groß und ungetrübt. Am wenigsten von Allen aber war Felix selbst befriedigt; er entfernte sich noch vor dem Ende des Stückes, und als er gerufen wurde, mußte ihn der Darsteller der Hauptrolle bei dem Publikum entschuldigen. Er fühlte, daß er inzwischen dieser Musik entwachsen war, und nun Besseres leisten konnte. Davon gab er denn auch bald den Beweis durch seine Ouvertüre zum „Sommernachtstraum“.

„Es war dieß“, wie ein Kunstgenosse von ihm sagte, „ein kolossaler Entwicklungssprung, und der Mendelssohn, wie die Welt ihn kennt, besitzt und liebt, datirt von dieser Komposition.“

Felix besuchte nun für seine allgemeine Ausbildung in den Jahren 1827 und 28 die Berliner Universität. Neue Bekanntschaften, besonders mit jüngeren Männern, knüpften sich an, wodurch der Kreis der Hausfreunde sich noch bedeutend erweiterte; unter diesen finden wir Männer, die noch heute hohe Ehrenstellen in der Wissenschaft und im Staate einnehmen.

Musikalische Elemente waren natürlich immer doppelt willkommen. Felix hatte sich nun allmählich einen kleinen, aber zuverlässigen Chor ausgewählt und herangebildet, mit dem er wöchentlich einmal, alte, seltene Musikstücke durchnahm. Diesem legte er dann auch seine so hochgehaltene und verehrte Matthäus-Passion vor, die nun stückweise durchprobiert, einstudirt und durch Mendelssohns vortreffliche Direktion den Mitwirkenden immer verständlicher und lieber wurde. Er selbst hatte inzwischen seine „Meeresstille und glückliche Fahrt“ komponirt, die nicht weniger Aussehen als sein „Sommernachtstraum“ erregte. Es beschäftigte ihn nun lebhaft der Wunsch und Vorsatz eine größere Oper zu schreiben; immer aber wollte sich kein ihm zusagender Text für dieselbe finden. —

Indessen wurden die Gesangübungen der Bach'schen Passion fortan mit Eifer betrieben. Mit dem wachsenden Verständniß steigerte sich die Begeisterung für dieses Wunderwerk, und damit auch der Wunsch, daß es möglich sein möchte, dasselbe zur öffentlichen Aufführung zu bringen. Allgemein aber schreckte man dann wieder vor den Schwierigkeiten zurück, welche das große Werk selbst, mit seinem Doppelchor und Doppel-Orchester, dem Studium in den Weg legten, und mehr noch vor denen, welche die Umständlichkeit der Sing-Akademie und der starre Widerstand Zelters voraussehen ließen, der, wie man sagte, gewiß die Aufführung für ganz unmöglich erklären würde, da bisher weder Er, noch sonst Jemand dieselbe zu unternehmen gewagt hatte.

Nur Zwei waren es, die den Gedanken an die Möglichkeit durchaus nicht aufgeben wollten: Felix und sein Freund Eduard Devrient (Eduard Devrient, der sich auch als Schriftsteller einen bedeutenden Namen erworben hat und nachmals längere Zeit Hoftheater-Intendant in Carlsruhe war.), damals erster Barytonist bei der kgl. Oper zu Berlin. —

Devrient, um acht Jahre älter als Felix, war mit demselben seit seiner Knabenzeit innigst befreundet, und zugleich als Freund des Hauses bei allen Proben und Musikaufführungen in der Mendelssohn'schen Familie ein unentbehrlicher Theilnehmer gewesen. Ein ehemaliger Schüler Zelters und seit zehn Jahren Mitglied der Singakademie, deren Director Zelter war, hatte er sich demselben bei allen seinen Concerten stets zur Mitwirkung bereitwillig erwiesen, und glaubte nun von Beiden auch einen Gegendienst verlangen zu dürfen. Diese Erwürdigung war der erste Grundstein, auf den die Freunde ihre Hoffnung bauten. Felix sollte dann das Einstudiren und Dirigiren des Meisterwerkes übernehmen, Devrient die Hauptpartie singen und alles Geschäftliche besorgen. Der Ertrag des Concertes sollte für einen wohlthätigen Zweck bestimmt werden. Auch die Eltern Mendelssohns und Schwester Fanny interessirten sich lebhaft für das Unternehmen, hegten jedoch, sowie Felix selbst, noch immer die Besorgniß, es möchte an Zelters Widerstand scheitern.

Um nun Vorbereitungen zu treffen, und sich doch für den Fall des Mißlingens nicht bloß zu stellen, dachte man sich ein kluges Verfahren aus. Zu den Chorübungen sollten allmälig auch Mitglieder der Singakademie eingeladen werden, und wer irgend aus Neigung oder Neugier an denselben theilnehmen wollte — jedoch ohne den Zweck der Uebungen zu verrathen. Auf diese Weise bildete sich ein Kern, dem sich dann, so rechnete man, die Massen leichter anschließen würden, wenn Alles gut ginge. Träten unbesiegbare Hindernisse dazwischen, so könnte man die Sache aufgeben, ohne daß Jemand, außer den Beteilgten, erfuhr, was beabsichtigt war.

Die nächste und schwierigste Aufgabe war nun aber, Zelters Einwilligung zu erlangen. — Nachdem sie Alles reiflich und vorsichtig erwogen und besprochen, begaben sich die beiden Freunde in früher Morgenstunde nach des alten Meisters Wohnung. Auf dem Wege dahin sagte Felix: „Du, höre, wenn er aber grob wird, dann geh' ich fort, ich darf mich mit ihm nicht kappeln“ (herumzanken).

„„Nun, grob wird er ganz gewiß, das kannst du denken,““ erwiderte Devrient lachend, „„aber das Kappeln ist meine Sache, darum laß dir nicht bange sein; du weißt ja, trotz seines bärbeißigen Wesens hat er doch ein weiches, wohlwollendes Gemüth.““

Die beiden jungen Musiker klopften nun an des Meisters Thüre, und ein lautes, rauhes „Herein“ tönte ihnen entgegen. In einem Qualm von Tabaksdampf saß Zelter, die lange Pfeife im Mund, die Schwanenfeder in der Hand, mit der er gewöhnlich zu schreiben pflegte, und ein Notenblatt vor sich, an seinem Flügel. Alles bei ihm hatte riesige Dimensionen, wie seine eigne Gestalt. Seine Morgentoilette war der Art, daß sie gewiß die Lachlust der Eintretenden erregt hätte, wären sie nicht von ihrer Mission so ernstlich hingenommen gewesen. Den Kopf mit den zurückgestrichenen, etwas wirren weißen Haaren nach der Thüre wendend, rief er: „I, sieh da! schon so früh zwei solch schöne, junge Leute! Nun, was verschafft mir denn die Ehre? Hier, Platz genommen!“ — Dabei setzte er sich auf sein, in einem Winkel des Zimmers stehendes Sofa, und bedeutete den Beiden, sich Stühle herbeizuholen. Diese begannen nun in wohl überlegten Worten ihr Anliegen vorzutragen: wie sie durch ihn Sebastian Bach's Werke zuerst kennen gelernt, in seinen Freitags-Musiken und später im Mendelssohn'schen Hause sie weiter studirt und bei innigerem Verständniß sein eignes oft gehörtes Urtheil darüber mehr und mehr bestätigt gefunden hätten.

Da nun die Matthäus-Passion unbestritten als das größte deutsche Musikwerk anerkannt werden müsse, so erachteten sie es als Pflicht, dasselbe wieder zu lebendiger Wirkung zu bringen, damit auch die lebende Generation sich daran erfreuen und erbauen möge. Zu diesem Zwecke möchten sie sich nun seine Erlaubniß und Unterstützung erbitten, um mit Hilfe der Singakademie eine öffentliche Aufführung zu veranstalten.



„So —“ erwiderte Zelter gedehnt. „Ja, dazu gehört mehr, als wir heut zu Tage leisten können. Meint ihr vielleicht, sonst hätten wir auf euch Zwei gewartet, und wären nicht selbst so gescheit gewesen?“ — Bei diesen Worten stand er auf und begann unruhig im Zimmer auf und ab zu schreiten, — was immer ein Zeichen seiner Ungeduld war, — indem er alle Schwierigkeiten aufzählte, die in seinen Augen das Unternehmen unmöglich erscheinen ließen.

Jede erhobene Einwendung, wie z. B., daß die Singakademie durch ihn ja bereits schon theilweise mit dem Werke bekannt und so gut geschult sei; daß Felix durch ihn das Werk erhalten habe, und ihm die Anweisung zur Direktion verdankte u. s. f., machten, anstatt seinen Widerstand zu mildern, ihn nur noch ärgerlicher, bis er endlich vor ihnen stehen blieb und losplatzte: „So was soll man geduldig anhören! Haben sich's ganz andere Leute müssen vergehen lassen diese Arbeit zu unternehmen, und da kommen mir ein Paar solcher Buben, solcher“ . . und nun folgten noch einige, durchaus nicht schmeichelhafte, derbe Prädikate. Felix war leichenblaß geworben, zupfte seinen Leidensgenossen am Rocke und griff nach der Türklinke, während Zelter ihnen brummend den Rücken zuwandte und große Rauchwolken aus seiner Pfeife blies. Devrient aber ermahnte leise, nur auszuhalten, das Schlimmste sei ja bereits vorüber, nachdem das Wetter sich entladen. — Und er hatte Recht. Nach einer kleinen Pause wendete sich der alte Herr um, und ganz nahe an sie herantretend, fragte er: „Nun, sagt nur einmal, wie wollt ihr denn das machen? Ihr denkt ja an gar nichts, wißt nicht was das heißt, so viele Leute unter einen Hut zu bringen.“ Felix erwiderte schüchtern: es handle sich ja vorerst nur um den Versuch, ob sich das Unternehmen durchsetzen lasse; gelänge es nicht, könne man diesen immer ohne Schaden wieder aufgeben. Devrient fügte hinzu, daß er glaube, auf die Bereitwilligkeit der Mitglieder der Singakademie sicher rechnen zu dürfen.

„Ja, die Mitglieder!“ rief Zelter. „Da sollt ihr sehen, was das heißt; heute kommen euch ihrer zehn zur Probe, und morgen bleiben euch zwanzig davon weg.“ Dazu lachte der alte Riese mit seiner Bärenstimme, und die beiden Freunde lachten herzlich mit, denn sie wußten jetzt, daß sie die Partie gewonnen hatten. Zelter ließ sich nun von Felix noch seinen Plan mit den Vorübungen auseinander setzen, dann sagte er: „Na, ich will euch nicht entgegen sein, — auch zum Guten sprechen, wo's Noth thut. Geht denn in Gottes Namen daran, wollen sehen, was draus wird.“ —

Dankbar und hoch erfreut schieden die beiden Musiker von ihrem alten Meister. — „Na, höre,“ sagte Felix aufathmend und sich den Schweiß von der Stirne wischend, als sie auf die Straße kamen, — „das war mal eine heiße Stunde.“ „„Ja wohl“,“ erwiderte sein Begleiter lachend, „„aber für solchen Zweck konnten wir uns schon einige derbe Kraftausdrücke von unserm alten Lehrer gefallen lassen; hat Zelter ja doch einen Freibrief für alle Grobheit.““

Man ging nun rasch und eifrig an's Werk. — Die Schwierigkeiten minderten sich in dem Maße, als die Theilnahme an dem Unternehmen wuchs. Nicht nur die Mitglieder der Singakademie, auch die ersten Sänger und Sängerinnen der kgl. Hofkapelle wetteiferten, das Ihrige zum Gelingen desselben beizutragen. Musiker und Kenner drängten sich schon zu den Proben, um die Komposition genauer kennen zu lernen, und immer mehr staunte man über die Großartigkeit des Werkes, die Fülle der Melodien und den reichen Ausdruck der Empfindung. Das alles hatte man ja von dem alten Bach gar nicht erwartet, den man bis dahin für so veraltet betrachtete, wie seine längst außer Mode gekommene Puderherrücke.

So lange das Orchester nicht dabei war, hatte Felix die ganze Arbeit der Direktion und der Klavier-Begleitung auf sich genommen, wobei noch das Kunststück durchgeführt werden mußte, daß er mit der linken Hand allein die ganze Begleitung spielte, während er mit der Rechten den Taktstock führte. Bei den großen Proben erschien jedes Mal auch Zelter, dessen Gegenwart zu erhöhtem Eifer anspornte. Er berichtet darüber auch an Goethe, der ihm darauf erwidert: „Bei Deiner Mitheilung über die Aufführung des Bach'schen Riesenwerkes war es mir, als ob ich das Meer von Ferne brausen hörte. Was Du an Felix erlebst, gönn' ich Dir von Herzen; mir ist es unter meinen vielen Schülern kaum mit wenigen so wohl geworden.“

Am 11. März 1829, nur drei Monate nach dem entscheidenden Besuch bei Zelter, kam die erste Aufführung wirklich zu Stande. Der Saal war gedrängt voll, aber eine tiefe, andächtige Stille herrschte in dem weiten Raume. Es war, als hätte sich der Concertsaal in eine Kirche verwandelt. Selten hat wohl eine weihevollere Stimmung eine so große Versammlung beherrscht, als sie an jenem Abend sowohl Zuhörer als Mitwirkende erfüllte. Nahezu vierhundert Sänger bildeten die beiden Chöre. Der größere Theil des Orchesters bestand aus Dilettanten des philharmonischen Vereins. — Diese schwierige Aufgabe löste der kaum zwanzigjährige Felix mit einer Sicherheit, Ruhe und Präzision, als wäre er ein seit Jahren, geübter Kapellmeister. Was er hiebei geleistet, um den Wunderbau dieses Werkes in seiner ganzen Pracht erkennen zu lassen, das ist eben so denkwürdig und folgenreich als das ganze Unternehmen. Diese Aufführung war ein Ereigniß, nicht nur für Berlin, sondern für die ganze musikalische Welt. Gerade hundert Jahre waren vergangen, seit dieses größte Werk christlicher Tonkunst zum letzten Male gehört worden war. — Es der Vergessenheit entrissen und zum neuen Leben erweckt zu haben, ist ein Verdienst, welches Mendelssohn den Dank der Musikwelt für alle Zeiten sichert.

Schon zehn Tage später, den 21. März, mußte auf dringendes Verlangen eine Wiederholung stattfinden. Die nächstfolgende dirigierte, in Mendelssohns Abwesenheit, Zelter selbst.

Durch dieses Meisterstück hatte Felix seinem Vater bewiesen, was dieser ihm bei der Wahl seines Berufes zur unerlässlichen Bedingung gemacht, daß er mit seiner Kunst nicht nur Ehre und Ruhm, sondern auch seinen Lebensunterhalt erwerben müsse, und konnte nun getrost seine schon länger projektierte Reise nach England antreten.

Mendelssohn war nun zwanzig Jahre alt. Wie er in seiner Kunst bereits eine bestimmte Richtung gefunden hatte, so waren auch seine persönlichen Eigenschaften im Wesentlichen schon fest ausgeprägt.

Von mittelgroßem, feinem, schlankem Körperbau, dabei von außergewöhnlicher Muskelkraft, ein rüstiger Turner, Schwimmer, Reiter, Fußgänger und Tänzer, war er doch von ausnehmend zarter Reizbarkeit. Große Aufregungen konnten ihn bis zum Irrereden bringen, von dem nur sein todähnlicher, fester Schlaf ihn wieder herstellte. Die rastlose Thätigkeit, zu der seine Mutter ihn frühe gewöhnt hatte, war ihm zur zweiten Natur geworben. Ein eigentliches „Ausruhen“ kannte er nicht. Unthätig zu sein, oder die Zeit müßig zu verplaudern, hielt er nicht lange aus. Ein feines Rechtsgefühl und inniges Wohlwollen, das sich auch auf die Thiere erstreckte, war ein Grundzug seines Charakters. Wo er nützen konnte durch Rath und That, hat wohl kaum Jemand eine Fehlbitte an ihn gethan.

Nur selten hörte man ihn einen Tadel aussprechen. Wurde sein Urtheil von jungen Künstlern über ihre eigenen Arbeiten verlangt, so wußte er mit liebenswürdiger Geschicklichkeit Alles, was er daran lobenswerth fand, hervorzuheben, und erst dann, mit möglichster Schonung, aber stets klar und bestimmt, die Fehler zu bezeichnen. Dagegen war er von großer Strenge und Gewissenhaftigkeit gegen sich selbst, sowohl als Künstler wie als Mensch. Es war ihm Ernst mit Allem was er that. Alles so gut zu machen, wie er es nur immer vermochte, erschien ihm als ein Gebot der Pflicht.

Die innige Liebe und Anhänglichkeit, die er zeitlebens seiner ganzen Familie bewahrte, die unbegrenzte Ehrfurcht gegen seine Eltern hatten etwas Rührendes und Herzgewinnendes für jeden, der ihn näher kannte. Wenn er sich, ferne von der Heimath, in einem kleinen Freundeszirkel recht behaglich fühlte, konnte er plötzlich ausrufen: „Wenn doch nur meine Mutter sehen könnte, wie gut mir's geht.“ — Wenn man sein Spiel bewunderte, erwiderte er häufig: „Ich wollte nur, Sie könnten meine Schwester Fanny hören.“ — Dann erzählte er von Fanny's eminentem musikalischen Talente, von ihrem klaren Verstande, ihrem herrlichen Gemüthe, und wie viel er ihrem Einfluß verdanke.

So ernst und strenge Mendelssohn im Allgemeinen wie im Einzelnen das Leben und seine Pflichten auffaßte, so war er doch im Umgang kindlich heiter, einfach und frei von jeder Anmaßung, die ihm wie alles Unechte und Affektirte gründlich zuwider war. Wo er fühlte, daß sein Spiel eine wahre, echte Freude erregte, war er von unermüdlicher Gefälligkeit und wurde dabei immer freundlicher und zutraulicher; weniger behaglich fühlte er sich in großen Gesellschaften, vorzüglich wenn man mit ihm, wie er sagte, „Parade“ machen wollte. Scherhaft pflegte er bei solchen Gelegenheiten, wenn man ihn fragte, wie er sich unterhalten habe, zu antworten: „Mein Gott, ich war eben wieder das Rhinoceros, das als Merkwürdigkeit vorgeführt wurde, und da hört bei mir schon alle Behaglichkeit auf! — Und dann soll der Mensch, wenn er sechzig- oder siebzigmal vorgestellt worden und jedes Mal seine pflichtschuldigste Verbeugung gemacht hat, zuletzt noch phantasieren! Wo sollen da die guten Gedanken herkommen?“ — Aber, Sie kamen eben doch, und niemals hat man Mendelssohn vergebens gebeten, einen Abend durch sein Spiel zu verherrlichen, auch wenn er es mit innerem Widerstreben that. —

Felix begab sich nun auf Reisen. Ende April 1829 langte er in London an. Wie er auch dort seine Zeit benützte, um alles Interessante möglichst gründlich zu sehen, bald den Parlamentsverhandlungen, bald den Proben und der Aufführung von Händels Messias beiwohnte, das bezeugen seine Briefe.

Er selbst erregte großes Aufsehen in London. Die Musikkenner waren von der Meisterschaft des zwanzigjährigen Künstlers höchst überrascht. In den vornehmen Kreisen imponirte es, daß Mendelssohn, nicht wie die andern Virtuosen, in großen Gesellschaften gegen hohes Honorar spielte, sondern nur als Gast und zur Gesellschaft gehörend seine Kunstleistungen aus Gefälligkeit gewährte. Ueber die Absonderung, welche die bezahlten Virtuosen, darunter Künstler und Künstlerinnen allerersten Ranges, in diesen Zirkeln sich mußten gefallen lassen, war Felix ganz empört, und konnte es nie vergessen, wie er dieselben förmlich ausgestoßen, am untersten Ende des Saales hatte sitzen sehen.

Nachdem die glänzende Saison in London vorüber war, wollte Felix auch noch Schottland mit seinen Bergen und Seeen kennen lernen, und reiste in Begleitung seines Freundes Klingemann Mitte September dahin ab. Er zeichnete dort mehrere Skizzen, so viel als Nebel und Regen es eben gestatteten. Auch die Hebriden besuchten die Freunde; der tiefe Eindruck, den diese einsamen Inseln auf Felix machten, wurde die Veranlassung zu dem originellen Orchesterstück, welches er bald darauf komponirte und nach jener Inselgruppe benannte.

Nach London zurückgekehrt, rüstete er sich zur Heimreise, aber gerade am Vorabende des dazu bestimmten Tages begegnete ihm der Unfall, mit einem Cabriolet auf dem Straßenpflaster umgeworfen zu werden und sich schwer am Knie zu verletzen. Er lag mehrere Wochen schwer darnieder; zu den körperlichen Schmerzen gesellte sich nun noch das Heimweh, eine schmerzliche Sehnsucht nach dem lieben Elternhaus. Er ließ sich zum Troste Mantel und Reisemütze gegenüber von seinem Bette aufhängen, oft aber beschlich ihn der traurige Gedanke, daß er sie nie mehr werde benützen können und vielleicht, wie der von ihm so hoch verehrte Weber in London sterben müsse. Aber der Segen der gewohnten Thätigkeit machte sich ihm auch in diesen schweren Tagen fühlbar.

Er komponirte auf seinem Schmerzslager ein Singspiel zur bevorstehenden silbernen Hochzeit seiner Eltern. „Auf diese Weise“, schreibt er hierüber an einen Freund, „verkehre ich fortan mit meinen Lieben, Bald mit jedem einzeln, dann wieder mit allen zugleich.“



Erst Mitte November kam Felix wieder nach Berlin, noch mühsam am Stocke gehend; die Freude des Wiedersehens und die Vorbereitungen zu dem ihm so wichtigen, ja heiligen Feste ließen ihn aber großenteils die Beschwerden vergessen. Das Liederspiel wurde von den drei Geschwistern und einigen Freunden einstudirt. Felix mußte die Direktion übernehmen. Am Festabende — dem 22. Dezbr. 1829, — wurde in möglichster Eile der Gartensalon des Mendelssohnchen Hauses zum Theater umgeschafft, und die Aufführung fand dort zum großen Jubel aller Anwesenden glücklich statt. Man drang in Felix, das Liederspiel auch öffentlich aufführen zu lassen, und selbst seine Mutter unterstützte diese Ansicht. Felix aber, sonst immer bereit ihren Wünschen nachzukommen, widersetzte sich standhaft dieser Zumuthung, indem er erklärte, daß er das Werk, welches er so ausschließlich für das ihm so heilige Familienfest geschrieben habe, nimmermehr der Oeffentlichkeit übergeben könne.

So unterblieb es denn auch, so lange er lebte; nach seinem Tode kam es mit einigen Aenderungen zur Aufführung. Felix verbrachte nun einen glücklichen, vergnügten Winter im Kreise seiner Familie und seiner Freunde. Ueberall, wo er hinkam, wurde er mit offenen Armen empfangen; er war die Zierde der glänzendsten, vornehmsten Zirkel, die er aber mehr vermied als aufsuchte, und zugleich der angebetete Spielkamerad aller Kinder seiner Freunde, mit denen er sich so ausgelassen herumtrieb, als sei er selbst wieder der zwölfjährige Knabe.

Trotz aller Geselligkeit arbeitete er fleißig. Eine Symphonie und die genannte Ouvertüre „Die Hebriden“ entstanden in diesem Winter. —

Die eigens in Aussicht auf ihn an der Universität geschaffene Stelle eines Professors der Tonkunst lehnte er ab, indem er erklärte, er fühle, daß er auf diesem Felde das in ihn gesetzte Vertrauen nicht rechtfertigen könnte. Dagegen bemühte er sich dieselbe einem Freunde zu verschaffen, der ihm dazu mehr Beruf zu haben schien und der sie auf seine Verwendung denn auch erhielt.

Vater Mendelssohn, wie schwer er sich selbst von Felix trennte, erachtete es nun für durchaus nöthig, daß derselbe auf längere Zeit das Elternhaus und die Heimath verlasse, theils um die Welt zu sehen, theils auch um den Schmeicheleien und Huldigungen zu entgehen, deren Gegenstand er durch seine Kunst und seine persönlichen Eigenschaften mehr und mehr geworden war. Auch Zelter unterstützte diese Ansicht aus allen Kräften im Interesse seines Lieblings. So wurde denn beschlossen, daß Felix eine Reise durch Süddeutschland nach Italien antreten solle, deren Dauer auf mindestens ein Jahr anberaumt war. Die Abreise fand denn auch im Frühling 1830 statt.

Die erste Station machte unser Reisender in Weimar, wo er zwei Tage zu verweilen gedachte, um seinen väterlichen Freund und Gönner noch zu begrüßen. Bei Goethes hohem Alter lag ihm dieser Wunsch doppelt am Herzen, besonders vor einer so langen Abwesenheit. Goethe, durch Zelter bereits von dem Besuch in Kenntniß gesetzt, empfing ihn mit der größten Herzlichkeit, redete aber den nun zum Jünglinge herangereisten Liebling mit Sie an.

Auf dessen Bitte, ihm das trauliche Du nicht zu entziehen, erwiederte Goethe, dann könne aber von einem nur zweitägigen Aufenthalt nicht die Rede sein. Ueberhaupt habe er viel und vernünftig mit ihm zu reden. Dann mußte ihm Mendelssohn vorspielen, und Goethe meinte, wie das sonderbar wäre, daß er so lange keine Musik gehört habe, und nun gar nicht wisse, wie inzwischen das alles fortgeschritten sei. — Am andern Morgen ließ er einen Maler kommen, um Felix für seine Sammlung zu zeichnen. Jeden Vormittag sollte ihm derselbe eine „Musikstunde“ geben, die darin bestand, daß er ihm Stücke von allen großen Komponisten, nach der Zeitfolge, vorspielen und erklären mußte. Dabei saß der Dichter in einer dunklen Ecke, und Niemand durfte ihn stören. Seine Bewunderung pflegte er mit dem Ausruf: „Ganz stupend!“ auszudrücken. Jeden Mittag und Abend war Felix bei ihm zu Tische; von seiner Abreise wollte er gar nichts hören. „Was fällt euch denn ein?“ rief er, so oft die Rede darauf kam. „Ich muß erst ordentlich anfangen mit ihm zu reden, und noch Vieles von ihm lernen.“

„Als er mir das sagte,“ schreibt Felix an seine Schwester Fanny, „und hinzusetzte, er habe noch Vieles auf dem Herzen, worüber ich ihn aufklären müsse“, da antwortete ich: „O ja! es soll mir eine unvergeßliche Ehre sein. Oefter aber geht es wohl umgekehrt mit dem Lernen und Aufklären!“

Nach Tische pflegte Goethe dann eine Stunde mit Felix in seinem Zimmer sitzen zu bleiben und fast ununterbrochen zu sprechen, theils über Bücher, theils über bedeutende Menschen, die er gekannt hatte, oder über Kupferstiche, die er herbeiholte, auch wohl aus seiner eigenen Jugend zu erzählen. „Es waren Stunden und Gespräche,“ schreibt Felix an seine Eltern, „die man gewiß sein ganzes Leben nicht vergißt.“ —

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in Weimar trat Felix endlich die Weiterreise an. Als er am 3. Juni Morgens in Goethes Zimmer kam, um Abschied zu nehmen, saß dieser vor einer Mappe mit Kupferstichen. „Ja, ja,“ sagte der Dichtergreis, „da gehst du nun fort; — wollen sehen, ob wir uns aufrecht halten bis zu deiner Rückkehr; aber ohne Frömmigkeit wollen wir doch nicht von einander scheiden, und darum dein Lieblingsbild noch einmal eingehend betrachten.“

Es war dieß eine betende Familie von Ostade, an der Felix schon bei seinem ersten Besuch als Knabe so großes Wohlgefallen geäußert hatte. Hierauf küßte er ihn und forderte ihn auf, ihm öfter und recht ausführlich zu schreiben, und seine Erlebnisse mitzutheilen. — Es war das letzte Mal, daß er das Antlitz des großen Dichters sah. —

Von Weimar reiste Felix ohne Unterbrechung nach München, von wo aus er an Goethe berichtet, welche freundliche Aufnahme er in Folge seiner Empfehlung überall gefunden habe. Er schildert das Leben und die Künstler in München, sowie all das Großartige, was auf König Ludwigs Anregung und Geheiß daselbst entstanden, oder noch im Entstehen begriffen war.

Nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt in München setzte er zunächst seine Reife über Salzburg und Ischl nach Wien fort, und erzählt in seinen Briefen in der heitersten Weise seine kleinen Mißgeschicke und Reiseabenteuer. Dann schildert er die Festlichkeiten bei der Königskrönung in Preßburg und die dabei entfaltete Pracht, wo die Pferde mit goldenen Netzen behangen und die Geschirre derselben mit Edelsteinen aller Art besetzt waren; von den fürstlichen und gräflichen Reitern nicht zu reden, die mit Gold und Juwelen bedeckt, in Sammt und Seide prangten.

In Venedig angekommen, schreibt Felix nach Hause: „Das ist Italien! Was ich, so lange ich denken kann, als höchste Lebensfreude gedacht habe, das ist nun angefangen und ich genieße es. Da drängt es mich denn gleich an Euch zu schreiben, liebe Eltern, und Euch zu danken, die Ihr mir dieses ganze Glück schenkt; o, wie möchte ich Euch alle, alle zu mir wünschen.“

Mit gesteigertem Interesse setzte nun Felix seine Reise über Mailand, Genua und Florenz nach Rom fort, wo er am 1. November in früher Morgenstunde anlangte. „Gerne möchte ich Euch sagen,“ schreibt er, „wie die großartige Umgebung hier auf mich einwirkt; aber das wird mir schwer. Es ist mir, als hätte ich mich verändert, seit ich hier bin. Erst war ich so voll Ungeduld und Eile vorwärts zu kommen; jetzt ist mir's so ruhig und froh und ernsthaft zu Muthe, wie ich's Euch gar nicht beschreiben kann. — Ich fühle mich so glücklich und gesund, wie seit lange nicht, und habe am Arbeiten solche Freude und Drang darnach, daß ich wohl noch viel mehr hier auszuführen gedenke, als ich mir vorgesetzt hatte. Wenn nun Gott mir die Fortdauer dieses Glückes schenkt, so sehe ich dem schönsten, reichsten Winter entgegen.“ —

Nachdem er seine Wohnung und Hausgenossen geschildert, führt er fort: „Nach dem Frühstück geht es an's Arbeiten, da spiele und komponire ich bis gegen Mittag. Dann liegt das ganze unermäßliche Rom wie eine Aufgabe vor mir. Ich gehe dabei langsam zu Werke und wähle mir täglich etwas Anderes, Weltgeschichtliches aus — gehe einmal nach den Trümmern der alten Stadt, ein ander Mal nach dem Kapitol, nach St. Peter oder dem Vatikan, das macht mir jeden Tag unvergeßlich, und indem ich mir Zeit nehme, halte ich jeden Eindruck fester und stärker. So macht mir denn jede meiner Beschäftigungen die reinste Freude, und ich kann sagen, ein Genuß löst den andern ab.“ —

Diese geregelte Zeiteinteilung, inmitten der so mächtig auf ihn einwirkenden Eindrücke, ist ganz bezeichnend für Mendelssohn als ein Akt der ihm wie wenigen so genialen Menschen, eigenen Selbstbeherrschung.

Von Rom aus sandte Felix wieder an Goethe einen ausführlichen Bericht über Kunst und Künstler — eine heitere und bewegte Schilderung von dem Leben und Treiben der deutschen Maler.

Ein Brief an seine Geschwister vom 22. November gibt ein schönes Bild seiner kindlichen Pietät und des herzlichen Verhältnisses der Geschwister. Er schreibt: „Ihr wißt, wie sehr ich es hasse auf 200 Meilen weit guten Ruth zu geben; muß es nun aber doch selbst einmal thun. Ich glaube nämlich, Ihr macht einen Fehler im Betragen, den auch ich einmal gemacht habe. Nie habe ich nämlich Vater so verstimmt schreiben sehen, wie seit ich hier in Rom bin. Da wollte ich Euch denn fragen, ob Ihr das nicht vielleicht durch einige Hausmittel ein wenig lindern könnt? Ich meine so, durch Schonen und Nachgeben und dadurch, daß Ihr von den Sachen die Seite, die der Vater gerne hat, mehr vorkehrt als die andere, Vieles, was ihn ärgert, ganz verschweigt und z. B. statt: schändlich sagt: unangenehm, oder statt: prachtvoll, hübsch. Es hilft das zuweilen unglaublich viel, und ich möchte daher leise anfragen, ob nicht auch vielleicht in diesem Falle? Ich erinnere mich, damals als ich meine musikalische Thätigkeit auf meinem eigenen Wege anfing, war Vater auch fortwährend in übelster Laune, und schalt auf Beethoven und alle „Phantasten“, und betrübte mich oft dadurch. Es kam aber damals etwas Neues, das war dem Vater nicht ganz recht und sogar etwas ängstlich. So lange ich nun meinen Beethoven pries und erhab, wurde das Uebel immer ärger und ich einmal sogar vom Tische gewiesen. Da fiel mir aber ein, ich könnte doch sehr viel Wahrheit sprechen, nur nicht gerade die, welche Vater nicht leiden kann. Von da an wurde es besser und bald ganz gut. Vielleicht habt Ihr auch ein bißchen vergessen, daß Ihr hie und da schonen müßt, und daß es an uns allen ist, ihm auch einmal nachzugeben, — sei das Recht noch so sehr auf unserer Seite, — wie er es so oft gegen uns gethan. So lobt denn ein wenig, was er gerne hat, und tadeln nicht, was ihm an's Herz gewachsen ist, namentlich nicht Altes, Bestehendes. Zieht mir den Vater immer hübsch in Euren Kreis, kurz, sucht auszuglätteten und auszugleichen, und bedenkt, daß ich — ein gereister Weltmann — noch nie eine Familie gefunden habe, die, alle Schwächen, Verdrießlichkeiten und Fehler eingerechnet, so glücklich gewesen wäre als wir bis jetzt. — Antwortet mir nicht hierauf, denn das kommt erst in vier Wochen (Ein Brief von Rom nach Berlin war mindestens 14 Tage unterwegs.) an, und bis dahin gibt es wieder etwas Neues. Ueberhaupt: findet Ihr, was ich gesagt habe, dumm, so will ich keine geistigen Prügel von Euch; habe ich Recht, so folgt meine guten Lehren.“ —

Ueber Thorwaldsen, den er in Rom kennen gelernt, schreibt Mendelssohn: „Es erquickt mich, wenn ich nur sein Gesicht ansehe; man fühlt es gleich, daß er ein herrlicher Mensch und großer Künstler sein muß. Es ist für mich ein wahrer Genuß, einen so großen Mann zu sehen und dabei zu denken, daß der Urheber von Dingen, die unvergänglich sind, in seinem Leben und mit seiner Eigenthümlichkeit vor mir steht, und ein Mensch ist, wie die andern eben auch.“ —

Nachdem Felix die großartigen Trauerfeierlichkeiten nach dem Tode des Papstes Pius VIII., die Wahl und Krönung des neuen Papstes Gregor XVI., dann den so berühmten römischen Carneval, und darauf die heilige Woche und Osterfeier miterlebt hatte, verließ er Rom und wandte sich nach Neapel, wo er sich mit „täglich erneutem Entzücken“ der herrlichen Natur erfreute. Seinen Wunsch und Plan, auch Sicilien zu sehen, brachte er, wenn auch mit schwerem Herzen, dem Willen des Vaters zum Opfer.

„Deine Vorschriften haben bis jetzt immer so sehr mit meinen Wünschen übereingestimmt,“ schreibt er, „daß ich gewiß die erste Gelegenheit, Dir auch gegen meinen augenblicklichen Wunsch gehorsam zu sein, nicht vorbeigehen lassen werde; und somit habe ich denn Sicilien von meiner Reiseroute gestrichen.“

Was bei all der wunderbaren Herrlichkeit Mendelssohn den Aufenthalt in diesem paradiesischen Lande trübte, war die unbeschreibliche Trägheit der Bevölkerung und der Anblick der Galeerensklaven, der vielen Krüppel, Blinden und Bettler. Auf einem Spaziergang in der Umgegend sah er sich einmal plötzlich von einer Schaar Kinder umringt, dreißig bis vierzig an der Zahl, die alle ihr gewohntes „Murio di fame!“ (Ich sterbe vor Hunger!) ihm zuriefen, indem sie sich dabei auf die Kinnbacken klopften, um zu zeigen, daß sie nichts zu beißen hätten.

In den ersten Juni-Tagen nach Rom zurückgekehrt, verweilte er dort noch bis gegen Ende desselben Monats, und trat dann die Rückreise an. In Rom hatte er nebst einer namhaften Zahl von Liedern und Klavierstücken die „Erste Walpurgsnacht“ von Goethe, die Symphonie aus A dur, einige Psalmen und drei Marienlieder für Frauenstimmen komponirt, letztere für die Nonnen des Klosters auf Trinita de' monti in Rom. Als er eines Abends während des Ave Maria-Läutens in der kleinen Kirche dieses Klosters die Nonnen singen hörte, natürlich ohne sie zu sehen, darunter gar liebliche sanfte Stimmen, beschloß er für dieselben einige Lieder zu schreiben, die er durch eine ihm und zugleich auch dem Kloster bekannte Dame den unsichtbaren, frommen Sängerinnen zustellen ließ. — In Mailand nahm er Abschied von dem schönen Lande, wandte sich nach der Schweiz, die er großentheits zu Fuße durchwanderte, und kam Ende September wieder nach München, wo alle, die ihn bei seinem früheren, kurzen Aufenthalt kennen gelernt hatten, ihn jubelnd begrüßten. —

Man drang nun in ihn öffentlich zu spielen; und obgleich ungern, willigte er endlich ein, unter der Bedingung, daß die musikalischen Freunde ihm behilflich sein wollten, ein Concert zum Besten der Armen zu veranstalten. Am 17. Oktober 1831 fand dasselbe im großen Odeonssale unter der lebhaftesten Theilnahme des ganzen, ungewöhnlich zahlreich versammelten Publicums und in Gegenwart der königlichen Familie statt. Mendelssohn brachte seinen Sommernachtstraum und seine C moll-Symphonie zur Ausführung und spielte zwei Klavier-Stücke, ein Concert von Beethoven und eines von seiner eigenen Composition, zum Schlusse eine freie Fantasie über ein ihm vom König gegebenes Thema. Bei seinem jedesmaligen Erscheinen sowie nach jedem Stück begrüßte ihn lautes anhaltendes Klatschen und Bravorufen. Während des Zwischenaktes unterhielt sich der König lebhaft mit ihm, und wenige Tage darauf mußte er bei Hofe spielen. Bald war Felix der Liebling der ganzen Münchner gebildeten Gesellschaft. Es galt nur immer, wer ihn bei sich sehen und seiner habhaft werden konnte. Hätte er sich vervielfachen können, er wäre doch wohl kaum einen Abend allein gewesen. War es ja auch nicht nur der gefeierte Künstler, sondern einer der besten, liebenswürdigsten Menschen, den man schon seiner Persönlichkeit wegen aufsuchte und liebte. Auch er fühlte sich behaglich und weilte gerne in München, das er mit dem festen Vorhaben und Versprechen „bald wiederzukommen“ verließ.

In allen seinen Briefen an die Münchner Freunde wiederholt er dasselbe. „Bei all meinen Plänen“, schreibt er, steht mir immer München mit seinen zwei runden braunen Thürmen oben an.“ Aber es blieb beim Vorsatz — München sah ihn nicht mehr wieder!

Das eigenthümlich Fesselnde in Mendelssohns Klavierspiel bestand nicht allein in seiner großen Fertigkeit, Ausdauer und Energie, sondern in seiner getreuen Wiedergabe der Individualität jedes Meisters, dessen Werk er eben vortrug. „Er gab“, sagt ein sachverständiger Freund, eine musikalische Offenbarung, es war die Sprache des Geistes zum Geiste, weshalb er denn auch nur bedeutende Musik spielte.“

Von München reiste Mendelssohn nach Düsseldorf, um dort mit dem Dichter Immermann sich wegen des Textes zu einer Oper, die er für München schreiben sollte, zu besprechen, zu welcher er Shakespeares Sturm gewählt hatte.

Von Düsseldorf reiste er nach Paris. Die politische Aufregung, die daselbst herrschte, lähmte, wie er schreibt, seine musikalische Thätigkeit, die er Anfangs ziemlich auf's „Anhören von Musik“ beschränken mußte, später aber um so reger wieder aufnahm. Mitten in diesem bunten Treiben erhielt er die Nachricht von dem Tode seines ihm so theuren Freundes Eduard Rietz, eines ausgezeichneten Violinspielers, und bald darauf die Kunde von Goethes Tod.

„Goethes Verlust“, schreibt er hierüber an seine Mutter, „ist eine Nachricht, die einen wieder so arm macht! eine von den Botschaften, deren ich manche schon hier bekommen habe, die mir nun beim Namen Paris immer einfallen werden und deren Eindruck mir durch alle Freundlichkeit, alles Sausen und Brausen und das ganze lustige Leben hier nicht verlöschen wird.“

Inzwischen war die Cholera in Paris ausgebrochen und die Eltern mahnten zur Abreise. — Felix hatte bereits einen Anfall dieser Krankheit durchgemacht, als er Mitte April die glänzende Hauptstadt Frankreichs verließ, um sich noch für einige Wochen nach London zu begeben, wo inzwischen sein Bruder Paul eine Stelle angenommen hatte. In einem Concerte der Philharmonischen Gesellschaft, dem Felix nur als Zuhörer beiwohnen wollte, begab er sich, nachdem er in einer Loge eine Symphonie von Beethoven mit angehört, in den Saal, um einige Freunde zu begrüßen. Da ruft eine Stimme: „*There is Mendelssohn!*“ (Da ist Mendelssohn!) und darauf fing Alles an zu klatschen und zu schreien: „*Welkome to him!*“ Man hörte nicht auf, bis er selbst auf das Orchester hinaufstieg, um die Versammlung zu begrüßen und ihr zu danken.

Während Felix schon seine Vorbereitungen zur Rückkehr in die Heimath und zu seinen Lieben zu treffen im Begriffe war, erhielt er noch die Nachricht, daß auch sein väterlicher Freund und Lehrer, der alte Zelter, gestorben sei. Er hatte, wie er es vorausgesagt, Goethe nur um einige Wochen überlebt.

Diese Mittheilung erschütterte Felix so sehr, daß seine Freunde befürchteten, er möchte ernstlich erkranken, und sich deshalb seiner Abreise widersetzen. Einige Tage Landaufenthalt stellten jedoch seine Gesundheit glücklich wieder her, und nachdem er noch in einem Concert seines Freundes Moscheles gespielt und das Versprechen „bald wieder zu kommen“ gegeben, trat er die Rückreise in die Heimath an, und traf Ende Juni, nach einer Abwesenheit von mehr als zwei Jahren, daselbst wieder ein.

Die Freude seiner Angehörigen und Freunde war unbeschreiblich, um so größer, weil sie den Wiederkehrenden, wenn auch bereichert an Kenntnissen und Erfahrungen, doch übrigens unverändert an Herz und Gesinnung wiederfanden.

Im Mai 1833 folgte Mendelssohn einem Rufe nach Düsseldorf, um dort das Rheinische Musikfest zu dirigiren, und machte dabei Händel's Oratorium „*Israel*“ zum ersten Mal in Deutschland bekannt. Es war damals die Blüthezeit der Düsseldorfer Malerschule, und eine Anzahl liebenswürdiger und ausgezeichneter Künstler hatte sich hier zu einem fröhlichen, thätigen Leben zusammengefunden. Felix fühlte sich in ihrem Kreise sehr behaglich, und auch dort wünschte man ihn festzuhalten. Am Tage nach dem Musikfeste bot ihm der Magistrat die Stelle eines städtischen Musikdirektors an, und Felix war geneigt sie anzunehmen. Sein Vater, der ihn mit seinem Besuche freudig überrascht hatte, war mit diesem Entschluß vollkommen einverstanden; er hielt es für sehr wichtig, daß Felix in bestimmte Pflicht und Verantwortung komme. — Dieser widmete sich nun mit der ihm eigenen Rastlosigkeit seinem neuen Amte; die Hoffnung, seine Opernangelegenheit mit Immermann dabei zu erledigen, erfüllte sich aber nicht.

Felix komponirte seine „*Schöne Melusine*“, begann sein großes Oratorium „*Paulus*“, studirte den „*Messias*“ ein, dirigierte wöchentlich mindestens eine Oper und übte sich dabei fleißig im Zeichnen und Malen, wobei die befreundeten Künstler ihm fördernd zur Seite standen.

Noch ehe das Probejahr abgelaufen war, erhielt er einen glänzenden Antrag von Leipzig, wo man ihn als Direktor der bekannten berühmten Gewandhaus-Concerthe gewinnen wollte. Dieses ehrwürdige Institut, das im Jahre 1735 von Seb. Bach begründet, sich noch immer eines ausgebreiteten Rufes erfreut, wieder auf die volle Höhe seines segensreichen Wirkens und Ansehens zu bringen, war für Felix, bei seiner großen Verehrung für den alten Meister Sebastian, eine verlockende Aufgabe. Die Unterhandlungen begannen, und

nachdem Mendelssohn noch eine glänzende Saison in London mitgemacht, trat er am 4. Oktober 1835 seine Stelle in Leipzig an.

Das herzliche Entgegenkommen der Musiker und aller Beteiligten, die warme, lebendige Theilnahme des Publikums machten ihm den neuen Aufenthalt bald lieb und heimisch, und er hoffte, wie er selbst schrieb, einen erfrischenden Quell angenehmer Thätigkeit dort zu finden. Aber mitten in der Freude an diesen wohlthuenden Eindrücken traf ihn der härteste Schlag seines Lebens, — der ganz unerwartete Tod seines Vaters.

Man mußte es wissen, mit welcher innigen, wahrhaft frommen Liebe und Ehrfurcht Felix an seinem Vater gehangen, wie dessen Billigung und Zufriedenheit die erste Frage bei allen seinen Unternehmungen gewesen, um die gewaltige Erschütterung zu begreifen, die bei dieser Nachricht sein ganzes Wesen durchbebe. Er eilte nach Berlin, um dem Begräbniß beizuwohnen und der Mutter noch den Trost zu bereiten, alle ihre Kinder um sich zu sehen.

„Es ist das größte Unglück, das mich treffen konnte“ — schreibt er an einen Freund. „Es muß nun für mich ein neues Leben anfangen oder Alles aufhören; das Alte ist wie abgeschnitten. Die weißt, wie meine Seele an ihm hing, und ich kann sagen, daß während meiner langen Abwesenheit ich kaum eine Stunde verlebt habe, ohne an ihn zu denken. — Das Einzige bleibt nun das, seine Pflicht zu thun, und dahin suche ich es auch zu bringen mit allen meinen Kräften, denn er würde es so verlangen, wenn er noch da wäre; und ich will nicht aufhören, nach seiner Zufriedenheit zu streben, wenn ich sie auch nicht mehr genießen kann. Ich gehe nun mit doppeltem Eifer an die Vollendung des „Paulus“, da der letzte Brief des Vaters mich dazu trieb. Mir ist's, als müßte ich nun Alles aufwenden, um den „Paulus“ so vollkommen als nur möglich zu vollenden, und dann denken: er nehme doch noch Theil daran.“

Und einem andern Freund, der ihn zur Taufe seines Kindes gebeten hatte und dessen Einladung er bei seiner Rückkehr nach Leipzig vorfand, erwidert er: „Wie war mir's so eigen, als ich Deinen lieben Brief, der nur Freude athmet und der mich auffordert, mich mit Dir zu freuen, in dem Augenblick, erhielt, als ich wieder hier in meine leere Stube trat, es zum ersten Mal so recht tief fühlte, was es heißt, das bitterste, schmerzlichste Unglück zu erleben, weil ich nicht blos den Vater, an dem ich mit ganzer Seele hing, verloren habe (ein Gefühl, das ich mir schon seit meiner Kindheit als das herbste dachte), sondern auch meinen besten Freund, meinen Lehrer, im Leben wie in der Kunst — —.

Wenn Du aber in späteren Jahren einmal Deinem Kinde von denen erzählst, die Du zu seiner Taufe gebeten hast, dann laß mich nicht weg, sondern sage ihm, daß einer davon an diesem Tage sein Leben auch von Neuem, aber in einer anderen Bedeutung, angefangen habe, mit neuen Vorsätzen und Wünschen, mit neuen Bitten zu Gott.“

Die allseitige warme Theilnahme, die Mendelssohn bei seiner Rückkehr in Leipzig zu Theil wurde, die rege Unterstützung seines musikalischen Strebens wirkte wohlthuend auf sein Gemüth. Er wußte, daß er bei dieser pflichtmäßigen Thätigkeit vollkommen im Sinne seines Vaters handelte, — und dieser Vorsatz, den wohl jeder bessere Mensch vom Grabe eines verehrten Todten mitnimmt, war für Felix die Richtschnur, der leitende Gedanke seines Lebens.

So brachte denn der Winter dem musikliebenden Publikum einen überraschend reichen Kunstgenuß. Neue, noch unbekannte Werke wurden aufgeführt, ältere mit noch nicht gehörter Vollendung gegeben. Ungeachtet der vielen mit seinem Amte verbundenen zeitraubenden Geschäfte hatte Felix seinen „Paulus“ zu Ende März fertig gebracht und konnte denselben bei dem Düsseldorfer Musikfeste, am 26. Mai 1836, Zur Aufführung bringen.

Seit Haydn's Schöpfung hatte kein Oratorium mehr solche Sensation erregt wie dieses.

Von allen Anwesenden war wohl Felix selbst der einzige, der trotz des ganz außerordentlichen Beifalls nicht gänzlich von seinem Werke befriedigt war. Er änderte und kürzte noch, nachdem der Verleger schon mit dem Drucke begonnen hatte; er erwiderte auf alle Einwendungen seiner Freunde: „Ich muß doch so lange an meiner Arbeit korrigiren. Bis ich's nicht mehr besser zu machen weiß.“

Nach dem Düsseldorfer Musikfest wollte Felix zu seiner Erholung eine Reise unternehmen, die er aber in Folge eines Hilferufes seines kranken Freundes Schelble in Frankfurt opferwillig, wie immer, aufgab. Er schreibt darüber an seine Mutter: „Nächsten Sonnabend d. 4. werde ich nach Frankfurt gehen und am 8. zum ersten Mal dort den Cäcilien-Verein dirigiren. Freilich muß mein schöner Schweizerplan und das Seebad in Genua nun aufgegeben werden; aber, daß ich dem vortrefflichen Schelble und seinem Unternehmen einen Dienst leisten kann, ist mir auch viel werth. Es war nahe daran, daß der Cäcilien-Verein auseinander gehen sollte. Da sie nun alle glaubten und hofften, daß meine Gegenwart das ändern könnte, so beobachte ich mich nicht lange, und will nun sehen, was sich in den acht Wochen thun läßt.“

Und es war viel, was er gethan und geleistet zur Erhaltung und Neubelebung des Vereins. — Aber das Opfer sollte nicht unbelohnt bleiben.

In Frankfurt lernte Mendelssohn seine künftige Gattin, die schöne, sanfte Cäcilie kennen, die, ein Bild der edelsten Weiblichkeit, sein Leben erfüllte und beglückte. Im März 1837 vermaßte er sich mit ihr und reiste dann nach Birmingham, wo er für seinen „Paulus“ Ehren und Auszeichnungen einerntete, wie noch nie vorher. Bei einem kurzen Aufenthalt in Düsseldorf überreichten ihm die Künstler daselbst eine Prachtausgabe des „Paulus“ mit den schönsten Kompositionen der Düsseldorfer Maler und einer Widmung von Schröter auf dem Titelblatt. —

Im Herbst kehrte das junge Paar nach Leipzig zurück, und nun folgte eine Zeit des reinsten Glückes für Mendelssohn. Ruhm und Ehre wurden ihm im vollsten Maße zu Theil, und dabei eine durch inniges Einverständniß und Wohlhabenheit gesegnete Häuslichkeit. Nur ein Wunsch blieb übrig, — nämlich der, daß der Vater sich dieses Glückes mit freuen könnte. —

Felix hatte inzwischen sein zweites großes Oratorium „Elias“ begonnen, und eine Kantate zur vierhundertjährigen Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst komponirt. Die Unterhandlungen in Bezug auf Errichtung eines Musik-Konservatoriums in Leipzig hatte er gleichfalls eingeleitet und durch den Ertrag zweier von ihm eigens dafür veranstalteter Concerte die Grundlage eines Fonds für ein Monument Sebastian Bach's herbeigeschafft. Das Zustandekommen eines Bachdenkmals betrachtete Felix als eine Ehrensache und Pflicht der Dankbarkeit, und betrieb die Sache auf das eifrigste. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, die alten großen Meister, und vor allen Händel und Bach, wieder allgemein bekannt und geehrt zu machen, und unbestritten gebührt ihm das Verdienst, diese Grundpfeiler deutscher Musik durch seine Beharrlichkeit der Neuzeit wieder zugänglich gemacht zu haben. —

An diese rastlose und erfolgreiche Thätigkeit schloß sich noch die Bemühung, seinem treuen Leipziger Orchester eine bedeutende Gehaltserhöhung zu erwirken, sowie die unablässige Sorge für die Förderung und Unterstützung unbemittelner junger Talente. —

In allen seinen Briefen jener Zelt spricht sich sein Dankgefühl aus für so viel, viel Gutes, was ihm zu Theil geworden. — Aber auch dieses so befriedigte und glückliche Dasein sollte nicht ungetrübt bleiben.

Als der geistreiche und kunstliebende Kronprinz von Preußen als König Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg, war, unter manchen weitreichenden Plänen, eine Lieblingsidee von ihm die umfassende Ausbildung der Akademie der Künste, wonach die sogenannte Klasse für Musik zu einem Konservatorium im großartigsten Style erweitert werden sollte. Felix war als Direktor dieses Institutes in Aussicht genommen. Aus den Unterhandlungen ergab sich aber gar bald, daß die Aufgabe nicht weniger mißlich als ehrenvoll war.

Zwischen den wohlwollenden Absichten des Königs und deren Erfüllung lagen ernste Schwierigkeiten, um so schwerer zu beseitigen, als die Ausführung des Planes Personen übertragen war, welche denselben theilweise mehr hinderten als förderten. — Um diese Aufgabe zu übernehmen sollte Mendelssohn seine ihm so lieb gewordene Stellung und Thätigkeit in Leipzig aufgeben, wo überdies das eben im Entstehen begriffene Konservatorium ihm fast die Pflicht zum Bleiben auferlegte.

Nach manchen verdrießlichen Erörterungen siegte endlich doch der Wunsch der Mutter und Geschwister, ihn in der Nähe zu besitzen, und er verpflichtete sich vorläufig für ein Jahr das Amt zu übernehmen. Aber er kam mit getheiltem Willen und getheiltem Herzen nach Berlin. Als man bei einem Abschiedsständchen sein Lied: „Es ist bestimmt in Gottes Rath“ sang, trat er unter die Sänger und stimmte in den Schlußvers: „Wenn Menschen auseinandergehn, dann sagen sie: auf Wiedersehn“, mit voller Stimme energisch ein, und rief: „Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn!“

Ende Mai 1841 siedelte er nach Berlin über und erhielt den Titel eines kgl. Kapellmeisters, der ihm übrigens schon früher auch von dem König von Sachsen verliehen worden war. Der erste Auftrag, den er vom König erhielt, war die Komposition der Musik zur Antigone des Sophokles. Gespannt sah man der Aufführung dieses vor mehr als zweitausend Jahren geschriebenen Trauerspiels entgegen, das nun mit der Musik des jugendlichen Kapellmeisters wieder auferstehen sollte. Die Aufführung fand am 28. Oktober im kgl. Schlosse zu Potsdam vor dem Hofe und den dazu eingeladenen Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft statt, an welchen damals Berlin sehr reich war. Der Eindruck war ein überraschender, der Beifall einstimmig.

Im Januar begannen die Concerte, deren Direktion ihm der König übertragen. — Das Unentschiedene seiner Stellung machte sich immer fühlbarer, und der Wunsch nach Leipzig zurückzukehren erwachte immer lebhafter in Mendelssohn. Die Orchester-Mitglieder lehnten sich bei den Proben gegen seine Anordnungen auf; von dem Konservatorium war keine Rede mehr, und so hatte der Meister weder Ruhe zu eigenen Arbeiten, noch eine ihm entsprechende öffentliche Thätigkeit gefunden.

Er verlangte seine Entlassung; der König verweigerte sie. Endlich nach vielem Hin- und Wiederschreibe und Sprechen kam man dahin überein, daß Mendelssohn im Dienste des Königs verbleiben solle, indem er sich verpflichtete, die Aufträge desselben jederzeit vor anderen Arbeiten auszuführen, auch auf dessen Wunsch zur Direktion seiner Kompositionen oder anderer bedeutender Werke nach Berlin zu kommen, und dafür die Hälfte seines bisherigen Gehaltes fort beziehe, dagegen volle Freiheit habe, zu leben wo er wolle.

Auch Felix Mutter, Geschwister und Freunde, wie ungern sie ihn wieder scheiben sahen, waren froh über diese Lösung, da sie das Unbehagliche seiner Stellung in Berlin selbst fühlten und zugestehen mußten.

So kehrte er denn im Spätherbst 1842 nach seinem geliebten Leipzig zurück, wo er wie ein theurer Angehöriger jubelnd empfangen und mit Beweisen der Liebe und Anhänglichkeit überhäuft wurde. — Um die Mutter für seine Abwesenheit zu entschädigen, schreibt er, solle sie nun über den andern Tag einen Brief, abwechselnd von ihm und Cäcilie, und darin ausführliche Berichte über ihr Leben und Treiben erhalten.

Seine erste Sorge war nun wieder das Zustandekommen des Leipziger Konservatoriums, für welches er auch die Theilnahme des Königs von Sachsen zu gewinnen wußte. Dieses nachmals so berühmte Institut trat ohne großes Aufheben zu machen bald darauf fertig ins Leben. Hochgeachtete und berühmte Namen fanden sich unter dem Lehrerpersonal, dem sich bald auch Moscheles anschloß, der von dem lebhaftesten Interesse für die Schöpfung seines jungen Freundes erfüllt, London verließ, um sich an derselben zu betheiligen. Im Auftrag des Königs sollte nun Mendelssohn die Musik zur Athalie von Racine und zu Sophokles Oedipus schreiben; dabei hatte er wöchentlich mindestens ein wenn nicht zwei Concerte zu dirigiren. Ueber diese seine Thätigkeit, sowie über das eben vollendete und sehr gelungene Monument Sebastian Bach's berichtet er der Mutter in einem längeren Brief vom 11. Dezember, dem Geburtstag seines Vaters, indem er sie in liebevollster Weise seines geistigen Naheseins an diesem ihm so heiligen Tage versichert. Aber noch ehe der Brief in ihre Hände kam, hatte ein Schlagfluß ihrem Leben plötzlich ein Ende gemacht. Mit ihr ging verloren, was der Tod des Vaters ihm noch gelassen, — das elterliche Haus. Felix empfand dies tief und in seinem ganzen Umfang. Er schreibt an seinen Bruder Paul: „Daß Du nichts von dem, was ich an Fanny geschrieben, gehört hast, darin spricht sich aus, was uns wohl täglich deutlicher und fühlbarer werden wird: daß der Vereinigungspunkt fehlt, in welchem wir uns immer noch als Kinder fühlen durften. Waren wir es auch nicht mehr den Jahren nach, durften wir es doch dem Gefühle nach sein. Wenn ich an die Mutter schrieb, so hatte ich damit an Euch alle geschrieben, und Ihr wußtet es auch. — Das ist nun alles vorbei. . . . . Doch habe ich wieder angefangen zu arbeiten und das ist das einzig richtige. Als ich aber gestern in die Probe kam und dirigiren sollte, da wurde mir bei dem ersten Lied so wehe, daß ich hinausgehen und mich ausweinen mußte. So schleicht die Zelt hin, aber was wir gehabt haben, wird uns nicht weniger lieb, was wir verloren, nicht weniger schmerzlich mit der Zeit.“

So verblieb denn Mendelssohn in seiner Stellung in Leipzig, wurde aber oft nach Berlin gerufen, daß er sich selbst scherweise einen musikalischen Geschäftsreisenden nannte. Neben den zahlreichen Arbeiten für den König war nun auch sein Oratorium „Elias“ fertig geworben, und neuerdings beschäftigte ihn der Plan, eine Oper zu schreiben, über welche er sich nun mit Emanuel Geibel in's Vernehmen setzte und deßhalb zur Besprechung mit diesem edlen Dichter auf einige Zelt nach Berlin kam. Man wählte als den Stoff der Oper: die Sage von der Loreley.

Mit Sorge bemerkten jetzt zum ersten Male die Freunde eine unverkennbare Aenderung in seinem Wesen. Seine Gesundheit war erschüttert; er klagte oft über heftiges Kopfweh, alles Geschäftliche war ihm lästig und ermüdete ihn sichtlich; die eigenthümlich jugendfrische Heiterkeit war einem gewissen Ueberdruß gewichen. Man drang in ihn, sich für einige Zelt Ruhe zu gönnen; er versprach es. Bei der Abreise von Berlin machte ihm Fanny Vorwürfe, daß er nun seit Jahren nicht mehr an ihrem Geburtstage bei ihr gewesen. — „Verlaß dich darauf“ — erwiderte er, ihr noch beim Einsteigen in den Wagen die Hand darauf gebend, — „das nächste Mal bin ich bei dir.“ —

Nach Leipzig zurückgekommen, suchte er sich von öffentlicher Thätigkeit möglichst frei zu machen; seine Müdigkeit nahm zu. „Der Wirwarr des Lebens“, wie er sagte, war ihm widerwärtig. Dabei aber war er selbst dauernd thätig, und sein Wesen blieb von unveränderter Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit.

Fast hätte er sich einmal mit seinem Hausarzte überworfen, weil dieser entschieden verlangte, er sollte seinen alten Diener, der schwer erkrankt war, in's Spital bringen lassen. Er erklärte fest, daß er den treuen, braven Menschen in seinem Hause behandelt haben wolle, daß der Diener ein Mitglied seines Hausstandes sei wie jedes andere, und daß — ihm die ärztliche Hilfe verweigern, nichts anderes heiße, als sie seinem Hause verweigern. Dies half; und obgleich der Kranke selbst die nachsichtige Güte seiner Herrschaft auf manche schwere Probe stellte, wurde er treu und liebevoll von derselben bis zu seinem Ende verpflegt. In rührender Weise berichtet Felix seinem Bruder und seinem Freund Klingemann über die Krankheit und den Tod seines guten, alten Johann, und wie sehr er und die seinigen den treuen Menschen betrauerten.

Im Frühlinge des Jahres 1847 ging er wieder nach England, und feierte große Triumphe bei Aufführung seines Elias sowohl, als auch durch sein Klavierspiel. Von England begab er sich nach Frankfurt, wo er, der Abrede gemäß, Frau und Kinder fand, und mit ihnen, wie er sagte, nun des Sommers recht froh werden wollte, um sich von den Aufregungen der letzten Jahre zu erholen. Da traf ihn wie ein Wetterschlag aus heiterm Himmel, die Nachricht von seiner Schwester Fanny jähem Tode.

Vollkommen wohl und heiter hatte sie am Nachmittag den 14. Mai eine Gesangprobe für die nächste Sonntagsmusik in ihrem Gartensaal veranstaltet. Plötzlich fühlte sie ihre Finger auf den Tasten erstarren und überließ ihren Platz am Flügel einem der Anwesenden, um die Musik nicht zu unterbrechen. Man sang die Walpurgisnacht. Die Hände in heißem Essigwasser badend, hörte sie bei geöffneten Thüren im zweiten Zimmer mit Wohlgefallen zu und rief wiederholt: „Wie schön das klingt!“ Nach einer halben Stunde glaubte sie das Uebel völlig beseitigt und wollte eben in den Musiksaal zurückkehren, als eine zweite Lähmung eintrat. Sie verlor das Bewußtsein und war in wenigen Stunden eine Leiche.

Der Tod dieser hochbegabten Frau war für den ganzen Kreis ihrer Freunde und Bekannten ein unersetzlicher Verlust. Felix, der von seiner frühesten Kindheit an durch das innigste Verständniß, sowohl im Leben als in der Kunst, mit ihr verbunden war, mußte diesen Verlust wohl noch am härtesten empfinden.

„Was wir Geschwister verloren,“ schreibt er an einen Freund, — „und ich nun gar, dem sie in jedem Augenblick so gegenwärtig war, mit ihrer Güte und Liebe, und der ich keine Freude ohne den Gedanken an ihre Mitfreude erleben konnte, und den sie von jeher so verzogen und so reich gemacht hatte durch den Reichthum ihrer schwesterlichen Liebe, — ich glaube, das ermessen wir alle noch gar nicht, sowie ich immer noch meine, es könne nicht wahr sein. Und doch weiß ich dann wieder, daß Alles wahr ist. Aber es ist schwer, sich hier mit der rechten Demuth und Festigkeit weiter zu finden.“ — — —

„An Musik kann ich noch gar nicht wieder denken, da wird es mir ganz leer und wüst um's Herz. Nur die fröhlichen, unverwüstlich heitern Kinder-Gesichter sind es, die mir in diesen Tagen wohlgethan haben. Kommen sie herein, so wird's besser; ich kann ihnen stundenlang zuhören und zusehen.“ —

Felix begab sich nun mit seiner Familie nach Baden-Baden und nach kurzem Aufenthalt daselbst nach Interlaken, seinem Lieblingsorte. Sein Bruder Paul hatte sich mit Frau und Kindern auch dort eingefunden. Sie lebten in tiefer Zurückgezogenheit, und Felix schrieb an seine Schwester Rebekka: „Die grimmigen Regentage, die uns so fest in's Haus bannen. Sind mir gar nicht unlieb, sie geben mir Gelegenheit den ganzen Tag mit den drei ältesten Kindern zuzubringen. Sie schreiben, rechnen, studiren ihr Latein bei mir, — und in den Freistunden tuschen sie Landschaften oder spielen und thun tausenderlei Fragen, worauf die Hauptantwort ist und bleibt: „Das verstehst du noch nicht“, — wie sie mir von unserer guten Mutter noch immer in den Ohren klingt.“



Im September kehrte Mendelssohn nach Leipzig zurück. Er arbeitete an seinem neuen Oratorium „Christus“ und an seiner Oper. Im November sollte er nach Wien gehen, um seinen Elias einzustudiren und zu dirigiren, im Winter für einige Wochen nach Berlin, um nach dem Wunsche des Königs seine neuen Kompositionen zur Aufführung zu bringen. Dazu lag noch Vieles vor, was er vor seiner Abreise von Leipzig erledigen wollte. Auf alle Vorstellungen, daß er sich nicht so anstrengen, sondern schonen möge, erwiderte er: „Das Leben ist so kurz, man muß wirken, so lange es Tag ist.“ Mitte Oktober wurde Mendelssohn plötzlich von einem heftigen Kopfleiden befallen; der Arzt erklärte den Anfall für gefahrlos und derselbe ging auch glücklich vorüber; die Erholung aber rückte sehr langsam vor. Am 25. schrieb er seinem Bruder: „Es geht mir zwar, Gott Lob, täglich besser und die Kräfte kommen allmälig wieder; aber die Idee, heute über acht Tage nach Wien zu reisen, — und das wäre der späteste Termin — scheint mir noch ganz undenkbar. Ich habe schon hingeschrieben und gefragt, ob sie's nicht um acht Tage aufschieben könnten; aber wie gesagt, ich glaube nicht an die Möglichkeit der Sache, und wie mir's scheint, werde ich wohl hier bleiben müssen. Neues kann ich in keinem Fall jetzt eingehen; ja wenn man nicht Versprechen halten müßte; aber das muß man! Nun ist nur die Frage, ob Du am Sonntag kommen könntest? Sage „Ja!“ ich glaube, Du thätest mir wohler, als meine ganze bittere Medicin.“

Am 30. Oktober machte Mendelssohn noch einen kleinen Spaziergang mit seiner Frau vor dem Mittagessen. Die Luft that ihm wohl und er äußerte den Wunsch, denselben nach Tisch zu wiederholen. Dies unterblieb; im Laufe des Nachmittags aber befiehl ihn plötzlich eine tiefe Ohnmacht. Der Arzt erklärte diese für einen Schlaganfall und den Zustand des Kranken für hoffnungslos; das Bewußtsein kehrte zwar wieder und Felix sprach noch bis zum 3. November Mittags zeitweise klar und sogar heiter mit Cäcilie und seinem Bruder Paul, den man nach diesem zweiten Anfall sogleich von Berlin nach Leipzig berufen hatte. Nun aber wurde er unruhiger, Paul schalt ihn scherhaft und Felix ging noch in seiner liebenswürdigen Weise darauf ein. Wenige Minuten später fuhr er plötzlich auf, augenscheinlich durch einen furchtbaren Schmerz im Kopfe emporgerissen, er stieß mit angstvoll weit geöffnetem Munde einen gellenden Schrei aus und sank ins Kissen zurück. Von nun an lag er in einem dumpfen Schlummer, antwortete nur noch Ja oder Nein, und einmal, auf Cäciliens zärtliche Frage: wie er sich fühle? — „Müde, sehr müde.“ Dann schlummerte er ruhig fort. Den 4. November Abends 9 Uhr 24 Minuten stockte der Atem; — ein reiches, edles Leben war zu Ende.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Trauerkunde nicht nur in Leipzig selbst, sondern auch in der ganzen Umgegend, in dem benachbarten Dresden und in seiner Vaterstadt Berlin. Von nah und ferne strömten Freunde, Schüler und Verehrer herbei, das theure, stille Antlitz noch einmal im Tode zu sehen.

In einem reichen Sarge, auf Atlaskissen, bedeckt mit Lorbeer- und Blumenkränzen, umgeben von Palmen und anderen seltenen Gewächsen, lag, wie in einem geheiligten Haine, die entseelte Hülle des edlen, zu frühe verblichenen Meisters.

Die Leichenfeier sollte in der Universitätskirche stattfinden. Am Nachmittage desselben Tages sammelte sich der ungeheure Trauerzug vor dem Hause des Dahingeschiedenen und setzte sich unter dem Geläute der Glocken und den Klängen der Trauermusik in Bewegung. Der Sarg, mit schwarzer, in Silber gestickter Sammtdecke, war mit den in Leipzig gebräuchlichen Liebesgaben der Befreundeten, einem Walde von riesigen Palmenzweigen bedeckt, die wallend und wehend, denselben wie eine Friedensinsel in dem bunten Menschengewühl erscheinen ließen. Die vier Ecken des Bahrtuches wurden von seinen nächsten Freunden und Kunstgenossen getragen, unter diesen befanden sich Moscheles und David.

Alle Plätze und Straßen waren erfüllt von Menschen, alle Fenster besetzt. Auf langem Umwege bewegte sich der Zug langsam durch die Stadt, an dem Gewandhaus, der Stätte von Mendelssohns Wirken, vorüber nach der Kirche. Voran zogen Musiker, eines seiner „Lieder ohne Worte“ blasend, das Moscheles eiligst zu diesem Zweck instrumentirt hatte; sechs Geistliche im Ornat schritten hinter dem Sarg, dann der Bruder und die übrigen Verwandten, die Vorstände aller musikalischen Institute, eine unabsehbare Reihe von Schülern und Freunden, deren im Laufe des letzten Tages noch viele aus der Ferne herbeigekommen waren, Mendelssohn diese letzte Ehre zu erweisen. Es dämmerte bereits, als der Zug bei der Kirche anlangte. Als der Sarg abgehoben wurde, umrauschten die Palmenzweige die Stirnen der Nächststehenden; es war, als wollte der tote Freund ihnen noch einen Friedensgruß spenden. In der Kirche tönte von der Orgel herab eine Trauermusik von Mendelssohns Komposition. Während des Chorals: „Jesus, meine Zuversicht“ — wurde der Sarg auf eine Erhöhung auf dem Chor aufgestellt, sechs große Kandelaber daneben. Die Kirche war hell erleuchtet, im Hintergrunde befanden sich die Sänger und sein treues Orchester. Chöre aus „Paulus“, die Trauerrede des Predigers Howard und der Schlußchor aus Sebastian Bach's Passion: „Wir setzen uns mit Thränen nieder, — Ruhe, sanfte, sanfte Ruhe!“ beendeten die erhabene Feier.

Als die Kirche wieder von Menschen leer und dunkel war, wurde noch eine in tiefe Trauer gehüllte Gestalt zu dem Sarge geführt. Es war Cäcilie, die von der Hülle des theuren Gatten den letzten Abschied nahm. Sie sank nieder und blieb lange, lange im Gebete liegen. — Mit dem stillen Heldenmuth der Ergebung hat sie den unermeßlichen Verlust ertragen. „Gott wird mir helfen, meine Kinder zu erziehen, daß sie des Vaters nicht unwürdig werden,“ wiederholte sie den sie besuchenden Freunden. In dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung suchte und fand sie Kraft zum Leben und Leiden.

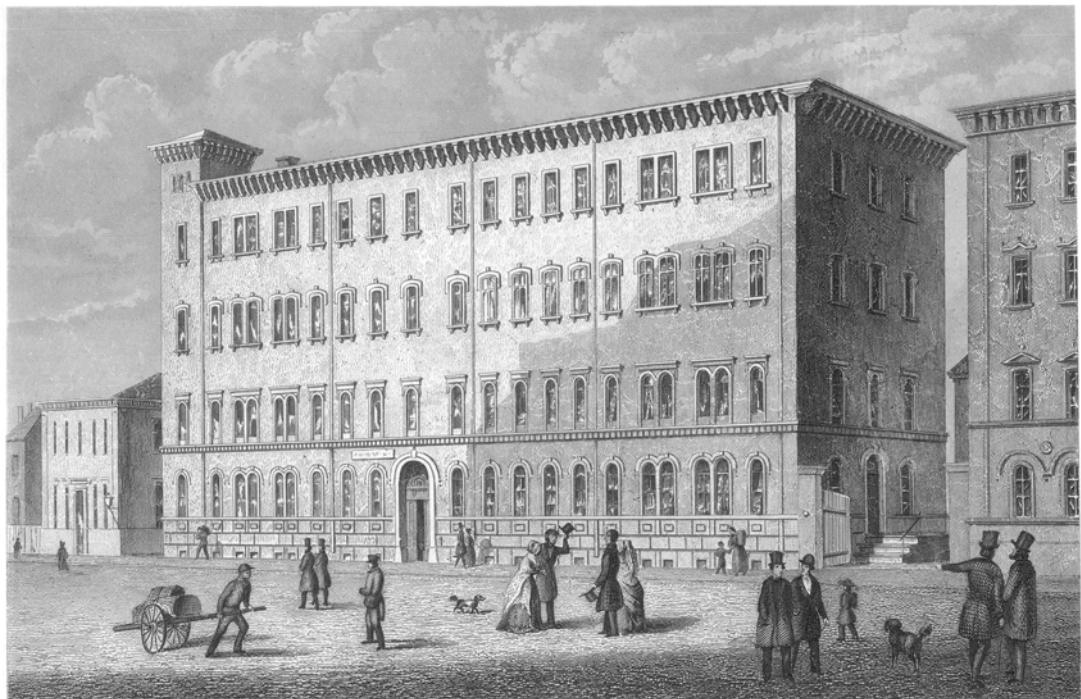
Die Leiche wurde noch in denselben Nacht mit Extrazug nach Berlin gebracht, und unterwegs, in Dessau und Cöthen, mit frommem Liedergruß der Gesangvereine empfangen, der gar schaurig durch die Nacht verhallte.

In Berlin hatte sich schon bei Tagesgrauen der Domchor und die Singakademie an dem Bahnhof eingefunden; unter den Klängen von Beethoven's Trauermarsch wurde der Sarg abgehoben und nach einer von dem Prediger Berduschek gehaltenen, tief ergreifenden Rede in die Familiengruft gebracht, wo er an der geliebten Schwester Seite ruht.

Er hatte ihr noch im Tode Wort gehalten, es war der 8. November, — Fanny's Geburtstag.

Einer der bedeutendsten Kunstkritiker sagt über Mendelssohn:

„Das Leben, wie verlockend es ihn oft umspielte, hat den ungeheuern Ernst, der all sein Streben kennzeichnet, nicht zerstreut. Jene Bahnen, die er sich vorgeschriven hatte, ist er gegangen und kein Glück der Erde hat ihn aus ihnen herausgelenkt. In diesem Ernst liegt das Geheimniß seiner ungeheuren Wirkung auf die Mitwelt. Alles Gute war seiner Hilfe von vorn herein versichert, dem Schlechten ewige Fehde geschworen. So half er durch Rath und That allen jüngern Künstlern, feuerte sie an durch sein Beispiel, führte sie ein durch seine Autorität. Er war ein erklärter Feind aller Anpreisungen und hielt es unter seiner Würde, für seinen Ruhm anders als durch Leistungen zu sorgen. So bleibt er in meiner Erinnerung das Bild des vornehmsten aller Künstler, die ich je gekannt habe.“



*Felix Mendelssohns letzte Wohnung  
in der Königstraße zu Leipzig.*

In Vorbereitung meines Besuches im Mendelssohn-Haus erhalten von ....